

¶

*Für Oriana, die Unsterbliche*

Henryk M. Broder

# Kritik der reinen Toleranz

Pantheon

Für die vorliegende Paperback-Ausgabe wurde dem Buch  
ein aktuelles Vorwort des Autors vorangestellt.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Munken Premium* liefert Arctic Paper  
Munkedals AB, Schweden.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage  
August 2009

Copyright © der Originalausgabe 2008 by wjs verlag,  
Wolf Jobst Siedler jr., Berlin

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany  
ISBN: 978-3-570-55089-2

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

## Inhalt

- 7 Vorwort zur Paperback-Ausgabe:  
Wir tolerieren uns zu Tode
- 19 Intoleranz ist eine Tugend
- 25 Toleranz ist eine feine Sache,  
wenn man sie sich leisten kann
- 35 Toleranz reimt sich auf Distanz
- 49 Toleranz ist, wenn gebrannte Kinder  
das Feuer suchen
- 63 Toleranz ist ein Liebesdienst –  
am untauglichen Objekt
- 83 Toleranz ist die Vollendung guter Manieren
- 94 Toleranz ist die Fortsetzung der Ratlosigkeit  
mit anderen Mitteln
- 114 Toleranz ist eine Einbahnstraße –  
mit viel Gegenverkehr
- 134 Toleranz ist der Wille zur Ohnmacht
- 154 Toleranz heißt: Mengenrabatt für Intensivtäter
- 166 Toleranz ist: alles hören, alles sehen und nichts tun
- 185 Toleranz ist die Flucht in die  
erzwungene Freiwilligkeit
- 194 Toleranz ist der dritte Weg zwischen Barbarei  
und Hightech
- 210 Jetzt schlägt's dreizehn!

»*Ein Land ist nicht nur das, was es tut – es ist auch das,  
was es verträgt, was es duldet.*«

KURT TUCHOLSKY

## Vorwort zur Paperback-Ausgabe

### Wir tolerieren uns zu Tode

Stellen Sie sich einmal vor, Ihr Nachbar erzählt Ihnen die folgende Geschichte: Sein Freund Siggı hat sich in ein Mädchen namens Rachel, eine Jüdin, verliebt. Sie wollen heiraten und haben das Aufgebot schon bestellt. Im letzten Moment stellt sich heraus, dass sie seine leibliche Schwester ist und, noch schlimmer, dass sie beide Kinder eines Moslem sind. Die Hochzeit wird abgesagt, weil die Gäste aber schon eingetroffen sind, beschließen alle Beteiligten, einen Verein zur Förderung der Toleranz unter den Religionen zu gründen.

Wie würden Sie auf eine solche Geschichte reagieren? Sie würden vermutlich fragen: Wo ist denn diese Telenovela gelaufen? Satı oder RTL2? War es »Verbotene Liebe« oder »Sturm der Liebe«?, »Lindenstraße« oder »Marienhof«?

Weder noch, würde Ihr Nachbar antworten, denn er wollte nur Ihr Wissen auf die Probe stellen. Es ist nämlich der Plot eines Theaterstücks, mit dem Generationen von Schülern traktiert und über das mehr Abituraufsätze, Essays und Doktorarbeiten geschrieben wurden als über jedes andere Drama – die »Räuber« und »Hamlet« ausgenommen. »Nathan der Weise« von Gotthold Ephraim Lessing ist die Mutter aller interreligiösen Dialoge und

multikultureller Exerzitien. Lange bevor die »Woche der Brüderlichkeit« eingeführt und der Spruch »Seid nett zueinander!« erfunden wurden, war dies genau die Botschaft, die Lessing seine Hauptfiguren verkünden ließ: Vertragt Euch! Habt Euch lieb! Seid tolerant!

Noch heute ist die Überzeugung weit verbreitet, Christen, Juden und Moslems müssten sich, um Konflikten aus dem Weg zu gehen, nur so verhalten wie Nathan, Saladin und der Tempelherr in Lessings Drama, das zur Zeit des Dritten Kreuzzugs (1189–1192) während einer Kampfpause in Jerusalem spielt. Zur Eröffnung des »Jüdischen Kulturbundes« wurde 1933 im bereits nazifizierten Berlin »Nathan« gespielt, unmittelbar nach dem Krieg war es das Stück, mit dem sich der deutsche Theatbetrieb selbst entnazifizierte.

Immer noch steht der Begriff »Toleranz« hoch im Kurs. Es gibt etwa ein Dutzend Preise für Toleranz und Menschenrechte, die alljährlich in Deutschland verliehen werden, alle wollen tolerant sein, so wie alle Energie sparen und den CO<sub>2</sub>-Ausstoß reduzieren wollen. Jeder Politiker, Verbandsfunktionär oder Kulturproduzent, der seine Rede mit den Worten »Es ist doch nur eine Frage der Toleranz...« anfängt, hat das Publikum schon auf seiner Seite. Nur die Floskel »Gerade wir als Deutsche...« ist ebenso beliebt und konsensstiftend.

Während heute alles »kritisch hinterfragt« wird, zählt Toleranz zu den Tugenden, die *a priori* gelten, die nicht einmal unkritisch hinterfragt werden. Obwohl sich seit Lessing und seit den »Toleranzedikten« von Katharina



der Zweiten, Zarin von Russland und Herzogin von Holstein-Gottorf (1773), Josef des Zweiten, König von Böhmen, Kroatien und Ungarn (1781), Ludwig des Sechzehnten, König von Frankreich und Navarra (1787) und Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen (1847) vieles, eigentlich alles geändert hat.

Wir fahren nicht mehr mit der Kutsche von Hessen-Nassau nach Schaumburg-Lippe, wir verschicken unsere Briefe per E-Mail und nicht mit reitenden Boten, wir praktizieren das allgemeine Wahlrecht und schicken Politiker, die versagt haben, entweder ins Europaparlament oder zu den Vereinten Nationen, aber nicht mehr in ein Arbeitslager oder aufs Schafott; wir haben die Folter und die Todesstrafe abgeschafft und das Kindergeld und die Kilometerpauschale eingeführt; Abtreibung und Homosexualität wurden entkriminalisiert; Kinder dürfen nicht geschlagen werden, Vergewaltigung in der Ehe ist seit 1997 ein Straftatbestand; und wenn der afghanische Präsident ein Gesetz unterschreibt, das Männern die sexuelle Verfügungsgewalt über ihre Frauen sichert, dann sind wir empört und drohen mit dem Abzug unserer Truppen aus dem Hindukusch.

Wir garantieren jedem Täter ein faires Verfahren, sogar wenn er ein Kind entführt und ermordet hat; wir feiern den Karneval der Kulturen, den Christopher Street Day und die Love Parade, so wie früher Kirchweih und Schützenfest gefeiert wurden; wir stellen jedem Triebtäter einen Therapeuten an die Seite, wir geben sehr viel Geld für sozialpädagogische und sozialtherapeutische Projekte aus, die sich als so wirksam erweisen wie die Mund-zu-

Mund-Beatmung bei einem toten Fisch; wir lieben den Bauchtanz, rauchen die Schischa, spielen Scheschbesch, lösen Sudoku-Aufgaben und können es uns sogar vorstellen, ein langes Wochenende in einem buddhistischen Kloster in den Vogesen zu verbringen, vorausgesetzt, die Zeit wird als Bildungsurlaub anerkannt.

Wir sind tolerant vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und wenn wir mal mitten in der Nacht aufwachen, weil der Nachbar über uns gerade seine Möbel umstellt, langten wir nicht zu, sondern greifen zur Ohropax-Dose, denn wir wollen nicht intolerant sein.

Angesichts der Tatsache, dass viele Kinder mit Migrationshintergrund kein Deutsch können, weil in deren Familien alles, nur nicht die Sprache des Landes gesprochen wird, in dem sie leben, diskutieren wir allen Ernstes, ob nicht die Kinder ohne Migrationshintergrund den anderen entgegenkommen und die fremde Sprache lernen sollten – was unter Umständen gar nicht verkehrt wäre, wenn man davon ausgeht, dass sich die Minderheit in einer Schulklasse der Mehrheit anpassen sollte. Und während ich dies schreibe, teilt mir ein Freund aus Kopenhagen mit, der Jugendbeauftragte der dänischen Hauptstadt, Bo Asmus Kjeldgaard, habe vorgeschlagen, Arabisch als zweite Fremdsprache an allen Schulen einzuführen, um die Integration muslimischer Schüler zu erleichtern. – Schaffe ich es nie, der Wirklichkeit um wenigstens eine Pointe voraus zu sein?

Wir sind nicht einmal in der Lage, ein allgemein verbindliches Tempolimit für die Autobahnen festzulegen.

Kurzum, wir tolerieren uns zu Tode, in der Theorie wie in der Praxis.

Zugleich aber ertönt jeden Tag aufs neue die Klage, dass es in der Gesellschaft einen akuten Mangel an Toleranz gibt, gegen den dringend etwas unternommen werden müsste. Als intolerant gilt zum Beispiel bereits, wenn man eine allein erziehende Mutter von fünf Kindern, die von Sozialhilfe lebt, danach fragt, warum sie den oder die Väter nicht zur Kasse bittet; noch intoleranter ist es, Zuwanderern, die eingebürgert werden möchten, die Frage zu stellen, ob die Bundesrepublik eine parlamentarische Demokratie, eine konstitutionelle Monarchie oder ein Aldi-Lidl-Norma-Laden ist, der rund um die Uhr aufhat. Der Gipfel der Intoleranz ist freilich erreicht, wenn man anonymen Autonomen das Recht verweigert, Autos anzuzünden, Geschäfte zu plündern und Polizisten zu verhauen.

Der Anmelder der Revolutionären Mai-Demo 2009, ein junger Mann von 21 Jahren, der als Abgeordneter in einer Berliner Bezirks-Verordneten-Versammlung bereits zum langen Marsch durch die Institutionen angesetzt hat, erklärte unmittelbar nach der Krawallnacht, bei der 440 Polizisten verletzt wurden, die Polizei habe die Demonstranten durch ihre Präsenz provoziert. Außerdem hätten sich die Polizisten die Verletzungen gegenseitig zugefügt, versicherte er, weil sie so ungeschickt vorgegangen wären.

Der Reporter des Tagesspiegels hatte die Ereignisse ein wenig anders wahrgenommen. Die eingesetzten Hundertschaften der Bundespolizei, schrieb er, wären »nicht Herr

der Lage« gewesen, sondern »von den Randalierern regelrecht getrieben« worden. Über die Sachschäden in Millioenhöhe wurde überhaupt nicht gesprochen. Dabei wäre es doch gerade interessant gewesen zu erfahren, ob sie dem Anmelder der Demo in Rechnung gestellt wurden, der sie ja an seine Partei hätte weiterreichen können, die LINKE, die einerseits in Berlin mitregiert, andererseits vollkommen folgenlos mit dem rasenden Mob paktiert.

Ein Jahr zuvor, 2008, wollte sich der Berliner Polizeipräsident Dieter Glietsch ein Bild von der Lage vor Ort machen. Der Selbstversuch endete mit einer Blamage. Der Polizeipräsident wurde erkannt und musste von seinen Personenschützern im Laufschrift in Sicherheit gebracht werden. »Er kam mit dem Schrecken davon, blieb unverletzt«, freute sich der »Focus«. Dennoch blieb die Polizei bei ihrem Deeskalations-Konzept, ohne zu bedenken, dass auch dazu immer zwei gehören: Solche, die deeskalieren, und solche, die sich deeskalieren lassen.

Immerhin, 2009 wurde einer der Randalierer schon 14 Tage nach der Tat wegen schweren Landfriedensbruchs, versuchter gefährlicher Körperverletzung und Widerstands gegen die Staatsgewalt zu 14 Monaten auf Bewährung verurteilt. Dabei passte er gar nicht in das übliche Täterprofil: 57 Jahre alt, verheiratet und Vater von 7 Kindern. Nach dem Urteil durfte er gleich heim, zu seiner Familie, wo ihm kein Polizist über den Weg laufen wird, nach dem er eine Flasche werfen könnte.

Unter solchen Umständen kann es nicht überraschen, dass auch kleinere Malheurs unter »Kollateralschäden

der Toleranz« abgebucht werden. Nachdem eine mutmaßliche Auto-Brandstifterin auf frischer Tat erwischt werden konnte, musste sie nach 12 Stunden wieder auf freien Fuß gesetzt werden, weil Polizei und Staatsanwaltschaft in Berlin sich nicht einigen konnten, ob die Verdachtsmomente für eine Festnahme ausreichend waren. »Die Polizei hat es versäumt, zügig sinnvolle Ermittlungsschritte durchzuführen und die Justiz umfassend zu informieren«, erklärte ein Sprecher der Justiz, während ein Sprecher der Polizei Zweifel anmeldete, ob bei der Justiz »wirklich alle Register gezogen worden sind«. Dabei werden in Berlin seit Jahr und Tag jede Nacht Autos abgefackelt, sodass Polizei und Justiz inzwischen eigentlich wissen müssten, wie in solchen Fällen vorgegangen werden muss: zügig, sinnvoll und umfassend.

Sie werden an dieser Stelle vielleicht einwenden, all das habe mit Toleranz bzw. Intoleranz nur bedingt zu tun, es handle sich vielmehr um Nachlässigkeit und Schlamperei im Amt. Stimmt. Dazu gehören auch die etwa 12 000 Raubdelikte pro Jahr, die in Berlin nur protokolliert und »wegverwaltet« werden, wie mir ein Polizeiermittler erklärte, vorausgesetzt, die Täter haben »gewaltfrei« gehandelt und niemanden verletzt.

Allerdings: Der Übergang von Toleranz zur Schlampelei bzw. umgekehrt ist fließend. »Zero Tolerance« bedeutet in New York etwas anderes als in Berlin: Dort Kampf gegen Verwahrlosung bevor sie in Kriminalität umkippt, hier die Verwandlung der Polizei in »Anti-Konflikt-Teams«, die bei Demos, Straßenfesten und Fußballspielen zum Einsatz kommen, »um das Gespräch mit Teil-

nehmern, Anwohnern, Zuschauern und Medienvertretern zu suchen, um Konflikten vorzubeugen und sie zu deeskalieren«. Die Angehörigen der 220 Mann starken Spezialeinheit sind an ihren neongelben Westen mit der Aufschrift »Anti-Konflikt-Team« und den schwarzen Baseball-Mützen leicht zu erkennen. In Wikipedia heißt es dazu: »Das vor allem durch das Basecap entstehende legere Erscheinungsbild soll bereits optisch deeskalierend wirken und steht damit im Gegensatz zu den Uniformen der Einsatzhundertschaften, die besonders bei aufgesetztem Helm von vielen als martialisch und provozierend empfunden werden.«

Würden die Beamten nur in Badehosen antreten und statt der legeren Basecaps Papierschiffchen auf dem Kopf tragen, ließe sich der deeskalierende Effekt noch optimieren und kein Autonome käme auf die Idee, das Auftreten der Polizisten als »martialisch und provozierend« zu empfinden.

Toleranz ist nicht nur ein Euphemismus für Nachlässigkeit, Faulheit, Bequemlichkeit, Schlamperei, Trägheit und Gleichgültigkeit. Es ist auch eine Art von Vorauszahlung, die sich selten bezahlt macht. Eine Stewardess der British Midland Airlines (BMI), die der Anweisung der Gesellschaft nicht folgen wollte, auf Flügen nach Saudi-Arabien beim Verlassen des Flugzeugs eine Burka zu tragen, wurde daraufhin entlassen. Umgekehrt ist kein Fall bekannt, in dem die Mitarbeiterin einer arabischen Fluglinie die Order bekommen und verweigert hätte, bei Flügen nach Europa einen Minirock mitzunehmen.

Der iranische Präsident Ahmadinejad wurde im Jahr 2008 von »Channel 4« eingeladen, die »alternative« Weihnachtsansprache zu halten – in Konkurrenz zur Queen, die bei der BBC auftrat. Er nutzte die Gelegenheit, um seine übliche Propaganda »gegen die Tyrannei der vorherrschenden Politik und Wirtschaft« zu verbreiten, ohne die Verhältnisse in seinem Land zu erwähnen. Die Macher von »Channel 4« mögen das für einen guten Einfall gehalten und sich selbst zu ihrem Mut und ihrer Toleranz gratuliert haben. Denn nur zwei Jahre zuvor hatten sie sich nicht getraut, auch nur eine der 12 Mohammed-Karikaturen aus Jyllands-Posten zu zeigen, aus Angst diejenigen zu verärgern, die zum kulturellen Umfeld des iranischen Präsidenten gehören. Die Einladung an Ahmadinejad wurde zwar von Exil-Iranern, Regierungs- und Oppositionsabgeordneten kritisiert, aber »Channel 4« konnte sicher sein, dass kein Kritiker ein Büro des Senders überfallen und vandalisieren würde.

Der holländische Abgeordnete Geert Wilders, der bei uns gerne als »Rechtspopulist« bezeichnet und damit ins politische Abseits gestellt wird, hat Ende Mai mit einer Rede im Parlament eine Welle der Empörung ausgelöst. Er sagte, ganz Holland sei vom »Stockholm-Syndrom« befallen. Anlass seiner Feststellung war das Buch einer holländischen Journalistin, die von den Taliban als Geisel genommen und erst nach Zahlung eines Lösegeldes freigelassen wurde. »Zu Gast« bei den Taliban, wurde sie vom Kommandeur der Einheit mehrfach vergewaltigt, es kommt ja nicht oft vor, dass sich eine blonde Europäerin in das afghanisch-pakistanische Hochland verläuft. Nach

ihrer Freilassung bedankte sich Joanie de Rijke bei ihren Entführern für die relativ gute Behandlung und versicherte, es sei nicht ihre Absicht gewesen, »die Taliban als Monster zu zeichnen«. Wilders wertete diese Äußerung als Beleg für den »moralischen Verfall der linken Elite«, deren einzige Sorge es wäre, »den Moslems nicht auf die Füße zu treten«, vermutlich habe die entführte Journalistin auch »Tee und Plätzchen« bekommen. Worauf Wilders in den Fokus der Kritik geriet. »Er betreibt Politik auf meinem Rücken«, klagte Joanie de Rijke. Und die halbe holländische Öffentlichkeit solidarisierte sich mit ihr – nicht gegen ihren Vergewaltiger, sondern gegen Wilders, der sich die Freiheit erlaubt hatte, das Kind beim Namen zu nennen.

Es ist noch nicht lange her, da wurde in der Bundesrepublik erbittert darüber diskutiert, ob man »Baader-Meinhof-Bande« oder »Baader-Meinhof-Gruppe« sagen sollte. Wer von einer »Bande« sprach, war ein Reaktionär, wer »Gruppe« sagte, der gehörte automatisch zu den Progressiven. Diese Diskussion erlebt heute ein Comeback – auf einem globalisierten Niveau. Sind die Taliban Terroristen oder Widerstandskämpfer? Nicht einmal die »tageschau« und »heute« wollen sich festlegen und sprechen gerne von »radikalen Islamisten«, denn es soll ja auch »moderate« geben, vermutlich diejenigen, mit denen der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Kurt Beck und der US-Vizepräsident Joe Biden verhandeln möchten.

Zum »Stockholm-Syndrom« gehört auch die Ausweitung der Toleranzzone, in der die Geisel und die Geiselnnehmer, die Vergewaltiger und die Vergewaltigten, sich



quasi auf Augenhöhe begegnen. Natascha Kampusch, die als Zehnjährige entführt und acht Jahre lang gefangen gehalten und missbraucht wurde, antwortete auf die Frage, ob sie mit ihrem Entführer auch Sex hatte, mit dem Satz: »Ja, aber es war freiwillig.« Die Fiktion der Freiwilligkeit in einer Situation, die keine Wahl zulässt, macht es dem Opfer leichter, sich damit abzufinden, dass es sich fügen muss, wenn es mit dem Leben davonkommen will. Das Kopftuch wird freiwillig getragen; ganz freiwillig, aus einem Bewusstsein der Verantwortung, haben die meisten Zeitungen darauf verzichtet, die Mohammed-Karikaturen aus Jyllands-Posten nachzudrucken; der Erzbischof von Canterbury plädiert vollkommen freiwillig für die Einführung der Scharia in Großbritannien, und die Mädchen in den von den Taliban beherrschten Gebieten gehen freiwillig nicht zur Schule und lassen sich freiwillig mit Männern verheiraten, die ihre Großväter sein könnten.

Dieser Begriff von Freiwilligkeit wird auch im aufgeklärten, die Willensfreiheit des Individuums preisenden Europa mit Wohlwollen und Toleranz aufgenommen. Er entspricht zwar nicht ganz unserem Verständnis von Freiwilligkeit, aber man möchte nicht anmaßend, intolerant und überheblich sein. Und schließlich: Vergewaltigung in der Ehe ist auch bei uns erst seit 1997 ein Straftatbestand. Da bleibt kein Platz für die Einsicht, dass nicht nur Individuen wie Natascha Kampusch und Joanie de Rijke, sondern ganze Gesellschaften als Geiseln genommen werden können, die dann zu »freiwilligen« Konzessionen bereit sind.

So viel Nachgiebigkeit verursacht natürlich auch ein

Unbehagen am eigenen Verhalten. Das muss bei passender Gelegenheit mit an Gnadenlosigkeit grenzender Härte kompensiert werden. Zum Beispiel wenn eine Kassiererin in einem Supermarkt, die zwei Leergutbons im Wert von 1,30 Euro klaut, daraufhin fristlos gefeuert wird. Wenn dagegen über 40 Prozent der Ostdeutschen die DDR »nicht für einen Unrechtsstaat« halten, dann halten wir ihnen tolerant zugute, dass sie auch 20 Jahre nach der Wende noch nicht in der Demokratie »angekommen« sind. Statt wenigstens zu fragen, ob der tolerante Umgang mit der DDR vor und nach 1989 nicht maßgeblich zu einer so massiven Wahrnehmungsstörung beigetragen hat.

Ich bin bei Lesungen aus diesem Buch oft gefragt worden, ob Toleranz gegenüber Intoleranten am Ende nicht doch besser wäre als Intoleranz im Dienste der Freiheit. Ob an dem Satz »Der Klügere gibt nach« nicht doch was dran wäre.

Nein. Es haben sich schon genug Dumme durchgesetzt.

*Henryk M. Broder, Bloemendaal im Mai 2009*

## Intoleranz ist eine Tugend

Auch ich bin ein Bürger mit Migrationshintergrund. Zwölf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges beschlossen meine Eltern, Polen zu verlassen und nach Deutschland zu gehen. Eine merkwürdige Entscheidung für zwei polnische Juden, die zu den etwa zehn Prozent aller polnischen Juden gehörten, die den Holocaust überlebt hatten. Meine Mutter wurde von den Russen befreit, mein Vater von den Amis. Deswegen gab es in der Familie weder Antikommunismus noch Antiamerikanismus.

Den Deutschen gegenüber waren die Empfindungen dagegen ambivalent. Natürlich bewunderten meine Eltern die deutsche Kultur, obwohl sie weder Goethe noch Schiller je gelesen hatten; natürlich waren sie von der deutschen Disziplin und dem deutschen Fleiß angetan, obwohl ihnen diese »Sekundärtugenden« nach den Er-

fahrungen, die sie in den Lagern gemacht hatten, auch verdächtig waren; natürlich sprachen sie Deutsch, wenn auch mit einem unüberhörbaren Tonfall, der vom Jiddischen und Polnischen eingefärbt war. Beide konnten sich gut artikulieren, machten aber Fehler, die ihnen nicht auszureden waren. Wollte meine Mutter eine Nachbarin fragen, wie sie sich fühlte, sagte sie: »Wie spüren sie sich heute?«

Ich selbst kannte, als wir im April 1957 in Wien eintrafen, zwei deutsche Ausdrücke, die ich irgendwo in Kattowitz, das bis 1918 deutsch war, aufgeschnappt hatte: »Achtung!« und »Heil Hitler!« Weil man damit aber nicht weit kommen konnte, engagierten meine Eltern als Erstes eine Privatlehrerin, die mir Deutsch beibringen sollte. Sie wollten mir die Peinlichkeit ersparen, ohne Sprachkenntnisse auf eine Schule zu kommen. Das einzige Problem dabei war, dass sie kein Geld hatten, um die Lehrerin zu bezahlen. Wir lebten von Sozialhilfe-Gutscheinen, die man in einigen Läden gegen Lebensmittel eintauschen konnte. Also verkauften oder versetzten sie irgendetwas, das sie aus Polen mitgebracht hatten. Die Situation besserte sich erst, als eine »Abschlagszahlung« auf die zu erwartende »Wiedergutmachung« eintraf. Von da an konnte meine Mutter es sich leisten, auf dem Naschmarkt einzukaufen. Ich war damals elf, für mich war die Linke Wienzeile der Himmel auf Erden. Es gab alles, was es in Polen nicht oder nur gelegentlich gab, sogar Tomaten zu jeder Jahreszeit, die man hier tatsächlich »Paradeiser« nannte.

Ansonsten bekam ich von Wien nicht viel mit. Ich kann mich allerdings noch gut an meine erste Coca-Cola erinnern, die meine Mutter in einem Café in der Nähe der Oper bestellte – mit zwei Strohhalmen. Zwei Colas zu bestellen, wäre eine maßlose Verschwendung gewesen. Außerdem wussten wir beide nicht, wie das Zeug schmeckte. Und etwas nicht aufzuessen oder auszutrinken, das man bezahlt hatte, kam schon gar nicht infrage.

Als wir ein knappes Jahr später nach Köln zogen, waren wir schon ein wenig »akkulturiert«. Ich konnte mich auf

Deutsch verständigen und meine Eltern hatten gelernt, dass die Kathedrale neben dem Hauptbahnhof »Dom« genannt wurde, was auf Polnisch »Haus« hieß. Davon abgesehen war der »Migrationshintergrund«, den wir mitgebracht hatten, allgegenwärtig. Es störte meine Eltern nicht im Geringsten, dass im Wohnzimmer an jeder Wand eine andere Tapete hing. Alles, was sie kauften, musste vor allem »praktisch« sein, wie die abscheuliche Sitzecke in der Küche, in der man auch Wäsche oder alte Zeitungen verstauen konnte. Zu sagen, sie hätten einen schlechten Geschmack gehabt, wäre schon eine Schmeichelei, sie hatten einfach gar keinen. Hauptsache, die Wohnung war warm und der Kühlschrank voll.

Ich kann mich nicht erinnern, dass meine Eltern auch nur ein einziges Mal ausgegangen wären, um in einem Restaurant zu essen. Das wäre unvernünftig gewesen, wo man doch alles zu Hause hatte. Mein Vater leistete sich ab und zu einen Besuch im Café Frank am Rudolfplatz. Einmal durfte ich mitkommen. Und während ich vor Scham unter dem Tisch versank, packte er einen Teebeutel aus und bestellte ein Glas heißes Wasser.

Die einzige Abwechslung im Leben meiner Eltern waren die häufigen Arztbesuche und die hohen Feiertage, also Neujahr, Jom Kippur und Pessach. Sie waren die typischen Drei-Tage-Juden. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass irgendetwas uns je besucht hätte, vom Notarzt am Wochenende abgesehen. Meine Eltern saßen daheim, schwiegen oder brüllten sich an. Erst viel später begriff ich, was die Gründe für das Schweigen und die periodischen Wutausbrüche waren: Sie nahmen sich gegen-